

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Garrh.

85) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von Alfred Heuter.

Geschmeichelt und gerührt von Cäcilien Unterwürfigkeit, besänftigte sich Herr Zorn.

„Stehen Sie auf! Weil Sie die Tochter eines Priesters und eine ehemalige Diakonissin sind, will ich noch einmal meinen Zorn zurückhalten. Aber unter zwei Bedingungen: Erstens müssen Sie die Fortsetzung der „Auferstehung des Heidentums“ verhindern; die zweite Bedingung werde ich Ihnen gegenüber nicht klar aussprechen, aber Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß dieser Mann von jetzt ab für mich nicht mehr existiert, daß ich sogar seinen Namen aus meinem Gedächtnis auslösche und daß Sie, auch wenn Sie in den Augen der Welt Frau Jamain bleiben, für mich und für Gott wieder Schwester Cäcilie werden müssen. Verstehen Sie mich und versprechen Sie es mir?“

Ihre Blicke trafen sich; wie mit Blut übergossen senkte sie den Kopf.

„Ich verspreche es Ihnen,“ sagte sie ganz leise; „der Wille des Allmächtigen geschehe!“

### II.

Nun begann der Kampf, ein heimlicher und tödtlicher Kampf, den Cäcilie mit all ihrem Starrsinn und Pastor Zorn in völliger Ueberzeugung von seiner Gerechtigkeit führte.

Elias fühlte sich von allen Seiten belauert und bedroht. Man ließ ihn nicht einmal mehr in seinem Obergemach ungeschoren. Fortwährend fand er auf seinem Arbeitstisch Broschüren der Bibelgesellschaft: „Die Macht des Gebetes“, „Die Befehung eines heidnischen Gatten“, „Das Wasser der Taufe und der Barmherzigkeit“. Die Nummern der „Trompete von Jericho“, in der „Josua“ seine Predigten und die „Lilie von Saron“ ihre moralischen Geschichten veröffentlichten, schlichen sich unter seine Papiere ein; Evangeliumserse waren sogar auf den Bauch seiner Götzenbilder geklebt und Testamente verirrten sich unter seine Blumentöpfe. Bei den Mahlzeiten machte Cäcilie sich jetzt Zionas Gegenwart, die ihrem Vater gewisse Rücksichten auferlegte, zumuze, um Erbauungsschriften vorzulesen, und meistens verließ Elias das Speisezimmer mit leerem Magen, aber mit religiöser Kost bis zur Uebelkeit gesättigt. Wenn er sich abends auf der Terrasse hinstreckte, hörte er seine Frau auf der unteren Plattform ächzen und seufzen, Palmen herbeten oder den Herrn anrufen, er möge ihrem Gatten seine Gnade schenken. Dann wandelte ihn das Gelüst an, alles im Stich zu lassen, davon zu gehen, zu fliehen, geradeaus fortzulaufen, sich auf einer Insel, in der Wüste, an einem bösen Orte zu verbergen, gleichgültig, wo oder wie, wenn man ihm nur nichts mehr von Gott und der Bibel vorschwatze.

Wenn er dann aber zu anderen Zeiten auf Cäcilien Antlitz echte Trauer las und sie in Tränen überraschte, sagte er sich, von ihrem beiderseitigen Elend zu Mitleid gerührt:

„Warum soll ich mich um Religionen kümmern und mit Dogmen quälen? Worte, Worte, alles Worte! Kitty hat recht: ich werde in ihre Kirche gehen und das Evangelium anhören, und wenn sie noch darauf Wert legen, sogar meinen Glauben abschwören. Dann wird Cäcilie wieder glücklich sein. Und wer weiß? Vielleicht liebt sie mich dann auch wieder und ich erlange noch einmal meinen Frieden.“

Sogleich aber dämpfte der Gedanke an Pastor Zorn, der fast in seinem Hause wohnte, ihn aber nie auf der Straße grüßte, seine hochherzige Aufwallung.

Eines Tages bemerkte Elias, daß man die Schublade erbrochen hatte, in der er sein Manuskript verschloß. Ein Kapitel der „Auferstehung des Heidentums“ war verschwunden. Er gewöhnte sich nun daran, seine Tür zu verriegeln, lebte jedoch in der beständigen Angst, man habe sein Schloß erbrochen.

Noch andere Sorgen stürmten auf ihn ein. Religiöse Gorden, die aus Yemen gekommen, waren in Moab ein-

gefallen. Aufruhr und heiliger Krieg wurde unter den Beduinen gepredigt, und die Wüste war unzugänglicher geworden als eine Stadt im Belagerungszustand.

Da Elias keine Hoffnung mehr hatte, nach Arabien zurückzukehren, hatte er Slamin beurlaubt. Aber immer wieder drängte dieser sich an ihn heran, ebenso unverschämt, wie er früher unterwürfig und schmeichlerisch gewesen war. Bald waren es alte Schulden, deren er sich jetzt erinnerte, oder aber er schrie die Schuld an irgend einem neuen Unglück Herrn Jamains zu. Bald hatte er sein Geschäft als Heiligenbilder-Maler, bald seine Beschäftigung als Dragoman verloren. Alles Herrn Jamains wegen. Bald hatte eine Kata Morgana sein Auge geblendet, bald das Fieber die Gabe seiner Rede gelähmt. Seine Mutter litt an der Cholera, seine Frau an Weistans, er selbst hatte kein Hemde mehr auf dem Leibe, und keinen Talari mehr als Halschmuck für sein Kind. Und Elias gab, gab immer wieder, obgleich er dazu beim Schweizer Bankier borgen mußte, bei dem der Zinsfuß seit der letzten Veröffentlichung des Gelehrten von dreißig auf vierzig Prozent gestiegen war.

Eines Tages kam Slamin sogar mit groben, plumpen Nachahmungen moabitischer Töpferwaren, die er dort unten gefunden haben wollte.

Elias drohte ihm mit dem türkischen Pascha und verbot ihm seine Tür.

Der andere schraubte Rache und ließ sich auch wirklich nicht mehr blicken.

Elias machte sich wieder an sein Buch. Aber er hatte den Geschmack daran verloren. Er glaubte nicht mehr an die Schönheit des Lebens, nicht mehr an den Nutzen des Kampfes. Seine Energie war gebrochen, durch die wachsende Erbitterung um ihn her allmählich zermürbt; und seine Begeisterung schwand, entmutigt durch all den Haß, der mit jener Frömmigkeit in sein Haus eingefeht war. Dazu machten sich jetzt die Strapazen seiner Reisen bemerkbar. Seine Schläfen brannten, seine Adern spannten sich wie Eisendrähte, und wenn die drückende Sonnenglut auf der Kuppel des Hauses lag, glaubte er, daß alle Sonnen Arabiens, zu Goldbarren verdichtet, auf seinem Schädel lasteten. Stundenlang saß er starr vor seinen weißen Blättern, dann versank er in einen seltsamen, von fieberhaften Wahnvorstellungen gestörten Schlummer, der ihm abwechselnd blendende Kata Morganen und stoßdunkle Nächte vorkaufelte. Und wenn er dann von einem unbestimmten Angstgefühl und schrecklichen Visionen aufgeschreckt, die Türe öffnete und einen Blick auf die lange Via dolorosa warf, die sich vom Stefanstor bis zum Dom auf Golgatha weiß abzeichnete, so glaubte er der Reihe nach seine Leidensstationen zu erkennen.

Um seinen Grübeleien zu entfliehen, zog Elias oft seinen Burnus über den Kopf und schlenderte durch die Läden und die geheimnisvollen Bazare, wo Gaschischrauch und Kardenduft sonderbare, über alles hinwegtröstende Träume spenden.

Manchmal stieg er sogar noch weiter hinab in die unteren Gäßchen Jerusalems, wo Dirnen ihm durch das Gitter der Muscharabis wohlriechende Blätter auf den Kopf streuten.

Als er eines Abends müder und angeekelter als je zurückkehrte, waren die Gitter des Bazars schon geschlossen, und er mußte einen Umweg machen.

Dicht ballte sich die Finsternis unter den überhängenden Bogen, Fledermäuse flatterten von einer Mauer zur anderen und die von Hunden aufgewühlten Kehrichthaufen sahen aus wie am Boden riechende Larven. Gespenster krochen aus graufigen Höhlen hervor und andere wieder, die auf unsichtbaren Treppen herabstiegen, schienen vom nächtlichen Himmel zu fallen. Ein trügerisches drohendes Schweigen auf der Straße erweckte unwillkürlich ein Gefühl der Unsicherheit. Man fühlte sich belauert von unten, beobachtet von oben, verfolgt von allen Seiten. Durch Schmutzhaufen tappend, suchte Elias seinen Weg, und seine Gedanken tappten mit ihm durch die unheimlichen Pfade seiner Verzweiflung.

Immer wieder mußte er an seine Verdrießlichkeiten, seine Kämpfe und seine Einsamkeit denken, besonders aber an jene Falschheit, die in seinem Hause lauerte, an all jene Hinterlist, die seine Schritte wie ein Netz umgab.

„Was habe ich ihnen denn getan, daß sie mein Leben so vergiften, mein Herz martern, mir den Verstand rauben? Und

was habe ich denn Cäcilie getan, daß sie mir den Zutritt zu ihrem Zimmer verwehrt und so viel Verdruß bereitet? Und alles nur einer Dogmenfrage wegen! Ist es denn wichtiger zu glauben, als zu leben, und ist das Glück an den Glauben gebunden? Sollte ich wirklich ein Gottloser, ein Ungläubiger sein, wie sie mich schmähen? Erstreben wir im Grunde genommen doch alle dasselbe, da wir ja das Gute wollen . . .

Nein, es ist nicht einmal mein Unglaube, den sie mir als Sünde anrechnen, sondern meine sinnlichen Begierden, mein Lebens- und Liebesbedürfnis. Jene suchen die Wahrheit in ihrer Lehre und ich, ach! ich suche sie in der Natur. Das ist mein Verbrechen. Ach, wie friedlich und gut wäre das Leben ohne Religion!

Plötzlich aber hielt Elias in seinen Gedanken inne, um auf ein langgezogenes, seltsames Wimmern zu hören. Er stand vor einem großen, verschlossenen Bau, einer Art Gefängnis, aus dem durch eine nach der Straße gehende Oeffnung ein schwacher Lichtschein fiel.

Dort bewegte sich im Halbschatten ein phantastisches Gebilde, das Elias kläglich anblötte.

Allmählich gewöhnte er sich an die Finsternis und über sah die Situation.

Er befand sich vor einer Mühle, in der ein altes, blindes, an einen Göpel geschnitztes Kamel einen Mühlstein in Bewegung setzte. Eine Ecke des Göpels hatte ihm die Schulter durchgeschauert; eine blutende Wunde klappte, und dicke Tränen flossen aus seinen leeren Augenhöhlen auf die bebenden Lippen herab, zwischen denen die gelben, bloßgelegten Zähne das letzte Futter wiederkäuten.

Das große, abgemagerte, blinde Tier ging unaufhörlich im Kreise herum; bald verschwand es im dunklen Hintergrund, von dem sich nur sein langer Hals abhob, bald kam es in den Vordergrund zurück und klagte in dumpfen Tönen der düsteren Straße sein Leid.

Mit wehem Herzen setzte Elias sich der Mühle gegenüber auf einen Pflasterstein; in seiner Seele sah es jetzt noch trauriger aus, denn er dachte:

„Die Menschheit gleicht diesem Tier. Blind laufen wir alle um ein Göpelfreuz herum, ohne Aussicht, es ertragen zu können, doch auch ohne Mut, sein Joch abzuschütteln.“

12.

Nachdem Slamin das von Elias erhaltene Geld ver schleudert hatte und zu der Ueberzeugung gekommen war, daß von jenem nichts mehr zu erlangen wäre, fiel ihm plötzlich ein, daß er eigentlich doch nicht den wahren Glauben besäße. Und nun fühlte er sich von Gewissensbissen gepeinigt.

Nachdem er je nach dem Fallen seiner Finanzen oder dem Steigen der Laufgebühren abwechselnd griechisch oder römisch gewesen war, gewann er nun die Gewißheit, daß das ewige Heil bei den Protestanten sei.

Er suchte also Herrn Zorn auf, den er manchmal in dem sarazenischen Hause getroffen hatte, und klagte ihm seinen ganzen Seelendurst und Vörsenhunger.

Beim nächsten Dorcas Cäciliens verkündete der Pastor diese gute Nachricht mit bewegter Stimme; es handelte sich nämlich nicht nur um die Befehrung von Herrn Jamains Dolmetscher, sondern auch um die seines ganzen Stamm baumes, der so dicht belaubt war, daß selbst Slamin sich in der Menge der Zweige irrte und die genaue Zahl der kleinsten Blätter erst herausfand, als er sie mit Hülfe von klingenden Pfastern zählte.

Die Damen wurden bei dieser Nachricht bis zu Tränen gerührt und begannen einstimmig den Psalm:

Preise, Jerusalem, den Herrn;  
Lobe Zion, Deinen Gott!

Dann schritt man zur Verteilung dieser unverhofften Ernte und der heilige Eifer war so groß, daß die Damen sich in ihrer Aufopferung fast überboten und Pastor Zorn wieder holen mußte:

„Ordnung, meine teuersten Schwestern! Ich bitte Sie darum, Ordnung in Ihren Gedanken und Sammlung in Ihren Herzen!“

Frau Nikodemus wurde dazu bestimmt, Nahrungsmittel zu liefern; Frau Fischer die Kleidung; Frau Simon flüssiges Geld; Cäcilie die Bibeln; andere boten ihre Häuser, ihre Bitten, ihr Tafelgeschirr und selbst ihren bescheidenen Schmuck an.

Darüber vergaß man sogar den Fingerhut voll Malaga und das Stückchen Kapfluchen, denn in die heilige Freude der Proselytenmacherei mischte sich noch der Stolz eines Triumphs

über die Lateiner und Schismatiker, sowie die Genugthuung über die Rehabilitierung in den Augen der Glaubensgenossen und entfernteren Anhänger.

In der Lat genossen Slamin und seine wirkliche und adoptierte Familie einen abscheulichen Auf: verdächtige Dolmetscher, Antiquitätenfälscher, Maler, Badewärter, Kupp lerinnen, Haarausruferinnen, Klageweiber — Männer und Frauen einander würdig. Hat aber Jesus nicht sein Reich den Zöllnern und Sünderinnen geöffnet? Durfte man strenger sein als er?

\* \* \*

Am folgenden Tage begann Herr Zorn selbst mit der Ein führung Slamins in den Katechismus; gar nicht genug konnte er diesen Schüler loben, dessen Begeisterung für den neuen Glauben und Abscheu vor dem alten Götzendienst ihm den Text zu einer Predigt über die Sprüche „die Besten werden die Ersten sein“ und „der Diener oft mehr wert als der Herr“, lieferten.

Im Geheimen schmeichelte er sich mit der Hoffnung, aus diesem Heiligenbilder-Maler mit der Zeit einen lutherischen Missionar zu machen.

Eines Tages gestand ihm der Araber im Laufe einer schrecklichen Reueßzene, daß er Falsifikate angefertigt habe.

„Das ist sehr schlimm, aber was hast Du mit diesen Falsifikaten gemacht?“

„Ich habe sie in die Sammlung des Herrn Jamain ein geschmuggelt.“

„Falsifikate! Es gibt Falsifikate in den Sammlungen des Herrn Jamain?“

Vor Erregung nahm der Pastor seine Brille ab und klappte das Testament zu, daß es laut schallte.

„Ist's auch wahr, was Du da sagst?“

„Könnte ich denn wohl Gewissensbisse über eine Sünde empfinden, die ich nicht begangen habe? Aber Jesus wird mir verzeihen, nicht wahr?“

„Gewiß; aber welcher Art war das Falsifikat?“

„Eine irdene Base.“

„Nur eine?“

„Ja, eine einzige . . . nein, drei . . . vier . . . zehn . . .“ Und hinter seinen tief herabgesenkten Wimpern beobachtete Slamin die schlecht verhehlte Freude des Pastors.

„Und warum hast Du das getan?“

„Um Geld zu verdienen. Mein früherer Herr war groß mütig und gab mir für jedes Stück einen Badschisch. Ach, es war meine Glanzperiode! Aber jetzt, ja, Herr, jetzt habe ich keinen Para mehr. Mein Weib hat heute Nacht wieder vor Hunger geweint. Ich sagte zu ihr: Schweige und lies die Bibel. Sie aber antwortete mir: „Dabon werde ich nicht satt.“

— Wie, Sünderin, erwiderte ich, Herr Zorn lehrt uns täglich, daß darin das ewige Brot und der Urquell des Lebens ist, was brauchst Du also noch mehr? Sie aber fuhr fort zu klagen: „Ich wollte, es wäre noch die Zeit, da wir katholisch waren!“

— Unglückliche, willst Du mich denn wieder dazu zwingen, Falsifikate anzufertigen? — „Gott segne Dich, nein! Aber gesteh mir alles unserem guten, reichen Herrn Pastor, er wird es Dir lohnen.“

Und Herr Zorn wird in der Lat die Seele Slamins be lohnen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Kalifalze.

Unter dem Namen Kalifalze wird eine ganze Gruppe mitein ander verwandter Salze zusammengefaßt. Die mächtigsten Lager bildet unter ihnen der Carnallit, der, an sich farblos und wasserhell, durch Beimengungen von Eisenoxyd und anderen Stoffen dunkelrot, rosa oder gelb gefärbt ist. Carnallit ist aus einer Verbindung von Chloralium und Chlormagnesium mit Wasser hervorgegangen. Die Stärke der Carnallitregion beläuft sich auf 15—40 Meter. In weit geringerer Menge vertreten ist der Kainit, der bald weiß, gelb oder rosa, bald grau und schwarz gefärbt ist und eine Verbindung von schwefelsaurer Kalimagnesia und Chlormagnesia darstellt. Der Kieserit, der aus schwefelsaurer Magnesia besteht, bildet mit dem Sylvin — reinem Chloralium — und dem Steinsalz ein Gemenge, das als Hartsalz bezeichnet wird. Das Hartsalz stimmt ziemlich mit dem Kainit überein, nur ist sein Wassergehalt geringer und die einzelnen Bestandteile sind in einem etwas anderen Verhältnis gruppiert. Fehlt in diesem Gemenge der Kieserit, und finden sich dafür in dem vom Steinsalz durchsetzten Sylvin kleinere Mengen von Kainit vor, so ergibt sich der Sylvinit. Dazu gesellen sich dann

nach verschiedene andere Salze, wie der Sphärit, der Stassfurtit, der Rochdril, deren Vorkommen seltener und spärlicher ist.

Die Kalifalzlagerstätten bilden ein Glied der oberen Zeolithformation. In dem ältesten Fundgebiet, dem Magdeburger-Galberstädter Becken, liegen sie einer mächtigen Ablagerung von älterem Steinsalz auf. Wegen seiner Verunreinigungen wird dieses ältere Steinsalz nicht abgebaut. Ueberlagert sind die Kalifalzschiechten von einer wasserreichen Decke von Salzton und schwefelsaurem Kalk, auf die nach oben hin das jüngere Steinsalz folgt, das ziemlich frei von Beimischungen ist und darum abgebaut wird. Ueber dem jüngeren Steinsalz breiten sich Gips, bunter Lettenschiefer, Kalksteinbänke und Rogensteinschiefer aus, die der unteren Buntsandsteinformation angehören. Die Gesamtmächtigkeit aller dieser Schichten, also ihre Stärke, beträgt gegen 1500 Meter. Davon entfallen etwa 900 Meter auf das ältere Steinsalz, 100 Meter auf die Kalifalzlagerungen und der Rest auf das jüngere Steinsalz und seine Decke.

Das ist der allgemeine Grundriß. Aber wir können diese Ablagerungen noch feiner zergliedern und damit zugleich einen Blick in ihre Entstehung vor Hunderttausenden von Jahren tun. Als das Meer noch die norddeutsche Tiefebene überflutete, bildeten sich an der damaligen Küste Buchten und Becken, die mit dem Ozean nur durch enge Kanäle in Verbindung standen oder durch Barren, über die die See nur ausnahmsweise hinüberwogte, abgeschlossen wurden. Diese Buchten und Becken stellten daher riesige Salzpflannen dar. Unter dem Einfluß der sommerlichen Wärme verdunstete ihr Wasser mehr und mehr und die noch zurückbleibenden Massen erhielten einen immer höheren Salzgehalt. Endlich kam es zur Ausscheidung der einzelnen Bestandteile der laugenartigen Ansammlungen der Becken. Zuerst wurde der schwefelsaure Kalk in der wasserfreien Form oder der Anhydrit ausgefällt. Die Ausscheidung des Anhydrits erfolgte wahrscheinlich in der kühleren Jahreshälfte. In der wärmeren Jahreshälfte hingegen ging die Ausscheidung des Steinsalzes vor sich. Diese wechselweise Ablagerung von Anhydrit und Steinsalz, durch die das ältere Steinsalzlager geschaffen wurde, dauerte einen gewaltigen Zeitraum hindurch an. Vom Bergmann werden die abgesetzten Anhydritschüre Jahresringe genannt. Die Zahl der Anhydritschüre wird auf 13 000 geschätzt. Sobiel Jahre waren also nötig, um nur das ältere Steinsalz aufzubauen!

Aber der Ausscheidungsprozeß wickelte sich noch weiter ab. Die Ränge der Becken wurde immer konzentrierter. Noch immer zwar wurde Steinsalz ausgefällt, dagegen wurde nun statt des Anhydrits der Polyhalit abgesetzt, ein Salz, das aus schwefelsaurem Kalk, schwefelsaurem Kalk und schwefelsaurer Magnesia besteht. So bildete sich die Polyhalitregion. Doch auch die Polyhalitausscheidung nahm ein Ende. Sie wurde von der Niederschlagung des Kieserits abgelöst, der, wie schon erwähnt, aus schwefelsaurer Magnesia besteht. Nun erst vollzog sich die Ausscheidung der Kalifalze, die in Form des Carnallits abgelagert wurden. Die Mächtigkeit der Carnallitregion, zwischen der noch schwächere Steinsalz- und Kieseritbänke abwechseln, bemißt sich auf 15—40 Meter. Nach dieser Ablagerung muß eine klimatische oder tektonische Aenderung eingetreten sein. Denn auf den Carnallit legte sich jetzt eine Decke von Salzton, in dem Ton mit Magnesia und Kalifalzen gemischt sind. Wie schon bemerkt ist dieser Ton undurchlässig, und so verhinderte er denn das Eindringen von Sickerwässern in die Carnallitregion und ihre Auflösung. Jetzt aber kam es abermals zu einer Veränderung. Es müssen ähnliche Verhältnisse wieder eingetreten sein, wie sie am Beginn der ganzen Periode herrschten. Denn es lagerte sich nun nochmals Anhydrit ab und diesem folgte dann das jüngere Steinsalz. Doch von neuem vollzog sich eine Aenderung. Die Steinsalzausscheidung hörte auf, und über das jüngere Steinsalz breiteten sich jene, jetzt aus Gips, Letten, Kalkstein und Rogenstein bestehenden Schichten, die es nach der Oberfläche zu abschließen.

Aber das Ablagerungsgebiet blieb nicht in seiner ursprünglich mehr oder weniger horizontalen Schichtung erhalten. Durch Drückwirkungen von dieser oder jener Seite wurden die Schichten emporgehoben, aufgerichtet und zerrissen. Stellenweise bündelten sie so ihre undurchlässigen Decken ein, und nun begann auch das Wasser seine auflösende Arbeit an ihnen. Zum Teil fraß es die Carnallitregion ganz weg, zum Teil aber änderte es sie nur um. Hatte das Wasser nur kürzere Zeit zu ihr Zutritt, so entzog es dem Carnallit das leicht lösliche Chlormagnesium; und es entstand so entweder der Sylvit oder auch das Hartzsalz. Konnte es aber seinen zerstörenden Einfluß längere Zeit ausüben, so traten das Chlorkalium des Carnallits und die schwefelsaure Magnesia des Kieserits in Wechselwirkung und es bildete sich der Sainit.

Erschlossen werden die Kalifalzlagerstätten durch das Niederbringen von Schächten, deren Durchtauung wegen der Schwimmsandablagerungen und der andringenden Wassermassen in den künftigen Schächten des Berggebietes oft recht schwierig ist. Der Ausbau der Schächte, die rund gehalten werden und eine dicke Weite von 4, 5 bis 6 Meter haben, erfolgt am sichersten mittels gußeiserner Segmente mit Bleidichtung und Betonhinterfüllung. Von den Schächten werden zuerst nach dem höchstgelegenen Teile des Lagers wasserrechte Gänge, die Querschläge oder Strecken, getrieben, die die Lagerstätte in ihrer ganzen Dicke durchqueren. Von hier aus wird sie nun durch Bohr- und Sprengarbeit aufgeschlossen. Die hereingewonnenen Salzmassen werden in Förderwagen auf Schienengleisen zum Schacht geschafft, wo sie durch Fördermaschinen zutage gehoben werden. Um ein Nachbrechen der über den Grubenbauen hangenden Gebirgsteile zu verhüten, werden die entstehenden

Hohlräume mit älterem Steinsalz, Rückständen der Chlorkaliumfabriken oder auch Bauschutt ausgefüllt.

Sainit, Hartzsalz und Sylvit werden zuerst in Vormühlen, den Steinbrechern oder Glockenmühlen, und sodann in Fertigmühlen gemahlen. Sie dienen als Düngemittel. Der Carnallit wird nur grob zermahlen, dann aber feinstmählig, hauptsächlich zur Gewinnung von Chlorkalium, weiter bearbeitet. Er wird nach der Zerkleinerung durch Elevatoren in Lösungstessel von 12 Kubikmeter Fassungsraum befördert, die kochende Chlormagnesiumlauge enthalten und durch einströmenden Wasserdampf geheizt werden. Hierbei löst sich das Chlorkalium im Carnallit auf, während Steinsalz und Kieserit ungelöst im Rückstand verbleiben. Die erhaltene Lösung wird geklärt und fließt dann in schmiedeeiserne Kristallisationsfäßen, in denen nach eingetretener Abkühlung Chlorkalium kristallisiert, das noch mit Chlornatrium verunreinigt ist. Daher wird dieses Chlornatrium wiederholt mit kaltem Wasser gewaschen. Nachdem es auf diese Weise von seinen Beimischungen befreit ist, wird es in Kalzinieröfen getrocknet. Die Rückstände in den Märggefäßen werden als Kalidüngesalze in den Handel gebracht. — Noch langwieriger ist die Verarbeitung des Sainits. Aus seiner Lösung wird teils schwefelsaure Kalimagnesia für Düngezwecke, teils mittels Chlorkalium Chlormagnesium und schwefelsaures Kali gewonnen. Chlorkalium, schwefelsaure Kalk und schwefelsaure Kalimagnesia werden von der Industrie zu Pottasche, Alkali, Kalifalze, Alaun, Chalkalium, Bromkalium, Jodkalium, Wulkaugen, Salz usw. verwendet. Aus den Entlangen werden hergestellt Brom, Chlor, Salzsäure, wozu noch als Nebenprodukte Glaubersalz und Bittersalz treten. — Theo Seelmann.

## Kleines feuilleton.

— Urchel oder „Der sterbende Vogel“. Der Freund erzählte: Vor Jahren brachte ich von einer Sommerreise ein Kanarienvögelchen mit. Die Vogelmutter hatte alle ihre Jungen umgebracht bis auf eins. Das hatte meine Mutter gerettet, es sorgsam aufgezogen; und es war zutunlich geworden und ganz zahm. War ein Weibchen und erhielt den Namen Urchel, weil es stark war wie eine junge Wärrin, gutmütig und doch wieder verächtlich, sobald der eigene Vorteil in Frage kam, oder wenn es galt, eine Spitzbüberei auszuüben. Der Vogel flog frei im Zimmer umher, kam morgens zur Mutter ins Bett, aß von allen Speisen, die der alten Frau schmeckten, krallte sich in das gestrickte Wolltuch ein, wenn sie in den Garten ging, die schwarzen Johannisbeeren — das andere Beerenoß kam in andere Mägen — abzunehmen. Der Bruder hatte damals eine ganze Anzahl von Heden, in den Zimmern schrie und trillerte, rollte und klingelte es wie in einer Vogelhandlung. In der allgemeinen Wertschätzung stand die Urchel obenan, noch vor den Harzer Vorsängern.

Kurz vor der Abreise war's. Sagte die Mutter, während sie mir über die Hand strich: „Wenn ich nur wüßte, was ich Dir mitgeben soll, daß D' Deine Freude dran hast.“ Hat mich ein Blick verraten? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß ich mich nie getraut haben würde, das Tierchen, an dem sie so hing, für mich zu verlangen. Blöcklich griff sie nach der Schulter und schob mir den Vogel in die Hand. „Da hast Du die Urchel! Daß Du sie gut pflegen wirst, weiß ich. Vielleicht denkst Du dann doch das eine oder andere Mal an mich.“

So kam die Urchel nach Berlin. Sie fand einige Blutsverwandte, die bereits früher eingetroffen, und war am zweiten Tage völlig eingewöhnt. Selbstverständlich hatte sie ihr eigenes Bauer, aber das Türchen stand den ganzen Tag offen. Und diese ganze Zeit war sie auf Entdeckungs- und Raubfahrten. Wußte sie gar nichts mehr anzufangen, dann neckte sie die anderen Kanarienvögel. Das Tollen-Männchen kam bei ihrem frechen Gemacker in so eine Wut, daß es sich öfter als einmal schier den Kopf an den Drähten einstieß.

Und nun war es ergötlich anzusehen, mit welchen Augen die beiden Frauen anfangs den Vogel betrachteten. Das war ihnen noch gar nicht vorgekommen. Gab's denn so was wirklich? Der einen riß er den Zwiern mitten im Nähen aus der Nadel, der anderen hämmerte er mit dem Schnabel auf eine Sommersprosse der Hand, daß sie im ersten Schreck aufschrie. Und dann kam wieder die kleine Urchel und mischelte sich zwischen Hals und Nüßche, als wollte sie da verbleiben für immer. Auf einmal saß sie auf dem Fuße und melbete sich; flog aufs Knie, die Hand, krabbelte den Arm hinauf, vorn herum und spähte, ob man ihr nichts anbieten wolle. Appetit hatte sie immer. Und fraß, parbon, aff alles, mit Ausnahme von Pfeffer: Salz, Brat- und Quetschkartoffel, Reis, Mohrrüben, alle Sorten Knödel und Fleisch, grünen Salat, Äpfel, Bohnen, Linsen, Sago, besonders gern Salz und Maccaroni. Ihr Kampf mit einer dünnen Vermicelli war ein Schauspiel. Der Nadelstaden bewegte sich und sie brachte ihn nicht hinein und brachte ihn nicht hinein. Da wurde sie zornig. Fauchte. Schrie. Trat mit den Füßen auf den Widerlager. Spreizte die Flügel, ganz wild stand sie da. Galt ihr alles nichts. Ganz bezwang sie das Ungeheuer nie.

Brauche ich zu sagen, daß der Vogel bald als Wundertier galt? Wer kam, wollte ihn sehen. „Urchel, wo bist du?“ Aber das Mädchen hatte es gewöhnlich nicht so eilig. Kroch sie dann hervor, hinter dem Ofen, sah sie aus wie ein schlechtgewaschener Rauchfangschlehrer; saß sie hinter der Gardine, mußten erst drei der langen

Fäden losgemacht werden. Das gab dann ein schönes Loch. Mäulich wurden die beiden Frauen eiferfüchtig, und die Besucher kamen nicht mehr so häufig. Es schien mir sogar, als neidete die eine der anderen die Günst des Vogels.

So ging das wohl sechs, sieben Jahre. Zu Anfang des vorigen Sommers kam ich einmal gegen Abend nach Hause. An der Thüre ein vertweintes Gesicht.

„Wieht's was?“

„Die Urtschel! . . . Ach, die Urtschel!“

„Nun hat man da, in der linken Brust, einen pfündigen Kriesel. Er hilft — manchmal.“

„Wird sich überfressen haben, das . . .“

„Rein, sie stirbt.“

Wlischneff sah ich das Gesicht meiner Mutter. Der Stod flog in den Behälter, der Gut auf den Nagel.

Sagen wir drei um den Tisch. In der Mitte eine Pappschachtel, in der früher Chier Langschnitt gewesen, mit dem ich Mitarbeiter geangelt. Da hinein hatten sie die Urtschel gebettet. In Watte. Ein kleines Wassergefäß stand vor ihrem Schnabel, einiges Futter lag daneben. Schon rollten sich Klage und Gegenklage ab.

„Da war sie auf dem Tisch gefessen, auf einmal fiel sie hin.“

„Ja, und ganz plötzlich. Wie wenn sie der Schlag getroffen hätt!“

„Gestern hat sie Mama noch am Haar gezupft; und jetzt rührt sie nicht mal das Eierfutter mehr an.“

„Ja, und heut' hat sie den Emeran geärgert und ist auf den Oleandern gewesen . . .“

„Da hat sie was gefressen!“

„Rein, nein, sie ist gleich wieder weg. Ich kann es mir nicht anders erklären, sie muß das Reizen haben . . .“

„Sie kann nicht mehr die Augen offen halten . . . Sie stirbt! . . .“

Und wieder rollten und liefen die Tränen.

Am andern Morgen war mein erster Gang zur Urtschel. Die lag noch in der Schachtel. Aber sie hatte klare Augen und ließ sich recht gut schmecken. Ich sah schärfer hin: Vorn lag die Urtschel, hinten ein Ei, na, und so ging der Tod vorbei . . .“

„Alles Tatsache?“ fragte ich.

„Wahrhaftig!“

„Und lebt das Wundertier noch?“

„Leider nein. Im Herbst ist es gestorben.“

„Auf einmal?“

Ich sah die funkelnden Augen des Grimmbart und wollte einleuten. Schon fuhr er los!

„Hast Du schon einmal sechs Eier gelegt? In einem Sommer?“

Jetzt war es höchste Zeit. Wecheiden und ergeben sagte ich:

„Ich weiß, daß ein Oberpfälzer größer sein kann als zehn Altbahern: Ausgesuchte Leute, Holzmechte und Flohmeister; ich weiß, daß alles, was Du früher gesagt hast, wahr ist; ich weiß, daß das, was Du mir jetzt erzählt hast, die reine und unverfälschte Wahrheit ist; ich glaube, daß alles wahr sein wird, was Du jemals erzählen wirst, bis in alle Ewigkeit . . .“

Dem Kerl troch nicht mal ein Schmunzeln um die Lippen. —

### Theater.

Die Schlierseer im Berliner Theater. „In der Sommerfrisch'n“. Volksstück mit Gesang in 4 Akten von Benno Rauchenegger und Konrad Dreher. Musik von Emil Kaiser. — Zwei Münchener Humoristen von feststehendem Ruf sind die Verfasser dieses Stückes, das, wie bisher überall, so nun auch hier mit ungemischter Freude aufgenommen wurde und den Schlierseern die Günst des Berliner Theaterpublikums dauernd erhalten wird. Das Sujet liegt auf oberbayerischem Boden und ist gefättigt mit kräftigem Lokalkolorit. Träger der Handlung ist der Rentier Bonifaz Zacherl, eine glänzende Paraderolle, die sich Konrad Dreher auf den Leib geschrieben und die sein bauerlicher Meisterhülser Faber Terofal mit allen Finessen seines unzweifelhaft komischen Darstellertalentes höchst wirksam zur Erscheinung bringt. Bonifaz Zacherl, ein schwerreicher Münchener Schweinemehrer a. D., hat beschlossen, mit seiner Familie nach einem von der Kultur noch nicht „beschlechten“ oberbayerischen Gebirgsdorf „in die Sommerfrisch'n“ zu gehen, um sich dort einmal an der derben Urvüchsigkeit des Bauernvolkes zu erholen. So ein Gesundbad scheint er wirklich zu bedürfen; denn seine Frau hat es nun, da sie Rentiere geworden ist, mit der „Bildung“ zu tun. Sie macht eifrig in „Frauenemanzipation“; dazu muß die einzige Tochter „auf den Doktor“ studieren. Aus all diesen Ingrebiengien ergibt sich, wie man schon erraten kann, eine an Situationskomik und drastischen Kontrasten reiche Handlung, die sich vom 2. Akt an in „Latschenthalhausen“, also „in der Sommerfrisch'n“ abspielt und die Zuschauer nicht mehr aus dem Lachen kommen läßt. Zacherls Programmnummern heißen: Fingerhaken, Kammerfensterin, Preisziefen, Ringen, Bergtragelei mit einer Gelegenheitsjagd auf Gamsen. Wie es ihm, dem „Stadtfrad“, bei dem allem ergehen wird, bedarf keiner näheren Schilderung. Genug sei zu sagen, daß Zacherl regelmäßig hereinfällt, und daß die Belustigung für jeden anderen kein Ende nimmt. Das trifft natürlich auf für Frau Zacherl zu, die mit ihren Emanzipationsbestrebungen bei den Bauernweibern von Latschenthalhausen kein Glück hat. Selbst die Tochter läßt locker. Man sieht sie bald

auf dem Pfad der Liebe; sie wird den Doktor nicht machen. Trochdem kriegt sie ihn, und zwar in der leibhaftigen Gestalt ihres seitherigen Instructors, des Dr. Holberg. Der letzte Akt bringt hoch droben auf einer Almhütte die nach dem bewährten Rezept: „in tausend Aengsten“ äußerst effektiv zurechtgemachte Schürzung und alle und jeden befriedigende Lösung des Knotens. Das grotesk-komische Stück verfehlt auch selbst bei Zensurstrichen, die namentlich im 2. Akt offenbar wurden, nicht seine todlichere Wirkung auf das Zwerchfell. Daß alle Haupt- und Nebenrollendarsteller, sogar das männliche Trio der von Frau Emerentia Zacherl zu Tee Geladenen, größtenteils ganz prächtige Leistungen bieten, versteht sich für die Schlierseer beinahe von selber. — e. k.

### Medizinisches.

hr. Trockene Frottierung gegen nervöse Schmerzen. Nervöse Schmerzen sind solche, bei welchen auch durch eine sehr eingehende Untersuchung ein organisches Leiden als Grundlage nicht festgestellt werden kann. Man muß daher als Entstehungsart der nervösen Schmerzen die Nerven selbst betrachten. Solche Schmerzen haben ihren Sitz im Rücken, im Hinterkopf, in der Hüftgegend und auch in den Beinen. Sie zeichnen sich oft durch große Hartnäckigkeit aus und trohen der üblichen Behandlung mit Massage, Elektrizität und Wasserprozeduren. Will man diesen Nervenschmerzen gründlich zuleibe gehen, so muß man sie ursächlich behandeln. Sie beruhen nämlich oft auf ganzlicher oder teilweiser Vernachlässigung der Tätigkeit der Hautnerven, infolge Verwischung und Verzärtelung durch die Kleidung, unnötige Angst vor Erkältung, Fernhaltung der atmosphärischen Luft von unserem Körper. Daher werden von den heutigen Kulturmenschen schon schwache Reize ungewöhnlich stark empfunden und die Schmerzempfindlichkeit ist gesteigert. Von diesen Erwägungen ausgehend, wendet Dr. Lots in Friedrichsroda, um die Hautnerven in Funktion treten zu lassen und sie zur regen Tätigkeit anzuhalten, bei Nervenschmerzen trockene Frottierungen mit einem rauhen Tuche aus Wolle oder Baumwolle an, und zwar mit bestem Erfolge; schon nach mäßigen Frottierungen verschwinden die Schmerzen oder bessern sich wenigstens bedeutend. —

### Humoristisches.

— Die Hauptsache. Schmierendirektor (zum stellensuchenden Nimen): „Die Kritiken sind ja alle vorzüglich, die Sie mitbringen; aber da Sie bei uns den Bombivant spielen sollen, müssen wir mal erst sehen, ob Ihnen auch unser Zylinder paßt!“ —  
— Bfiffig. Bürgermeister: „ . . . Und was für Verbachtgründe haben Sie denn eigentlich, daß der Eingelieferte der gesuchte Mörder ist?“  
Polizeidiener: „Ja hauptsächlich, weil er leugnet — das ist immer verdächtig!“ —  
— Viel verlangt. Neue Gutsbesitzerin (zum Verwalter): „Der Hühnerstall gefällt mir sehr gut — aber das ewige Gackern geniert mich! . . . Hoffentlich werden sich die Hühner mit der Zeit diese Bauernmanier abgewöhnen!“  
(„Fliegende Blätter.“)

### Notizen.

— Carlot Reulings vieraktiges Schauspiel „Mahner“ hatte bei der Uraufführung im Kölner alten Stadt-Theater Erfolg. —  
— Die Künstlerkolonie in Darmstadt blüht in kurzer Zeit von der Wildfläche verschwinden. Von den „Alten“ waren noch die Bildhauer Habich und Dibrich übrig geblieben. An Habich erging ein Ruf von Stuttgart, Dibrich hat draußen genug Aufträge, die ihn voll beschäftigen. —  
— Der italienische Unterrichtsminister hat eine Kommission von Künstlern und Fachleuten eingesetzt, die Vorschläge machen soll, wie Leonardos „Abendmahl“ vor weiterem Verfall bewahrt werden kann. —  
— Im Bezirke der Amtshauptmannschaft Delsnig wurden in den Jahren von 1889 bis Ende 1904 37 565 Kreuzottern gefangen und gegen Fanggeld abgeliefert. —  
— In den Südpolargebieten hat man bis jetzt 46 verschiedene Moosarten gefunden. Die Pflanzen sind trotz der Kälte von kräftigem Wuchs, kommen aber selten zur Fruchtbildung. —  
— Um die Spargelanlagen vor Beschädigungen durch die Spargelfliege zu schützen, rät der „Praktische Ratgeber“, in den Feldern vom dritten Jahre ab mindestens bis zum 10. Juni alle Pflauren zu stechen. Die Fliege treibt nur im Mai und den ersten Junitagen ihr Unwesen, nach dem 10. Juni konnte sie nicht mehr beobachtet werden. —  
— Unglaublich. Die Tochter Ludwig XIV. betrachtete einmal die Hand ihrer Bonne, zählte die Finger und sagte ganz erstaunt: „Wie? Sie haben auch fünf Finger, ganz wie ich?“ Und dann zählte sie noch einmal. —